



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Genasts Memoiren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus Genasts Memoiren.

Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. 2 Theile.
Leipzig, Voigt und Günther. 1862.

Abgesehen von den persönlichen Erlebnissen des Verfassers, der einer der achtbarsten Vertreter der Schauspielkunst in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts war und hier überdies ebenso als liebenswürdiger Charakter wie als guter Beobachter und Erzähler auftritt, enthalten diese Tagebuchsblätter, welche mit Hinzurechnung der eingefügten Mittheilungen Anton Genasts, des Vaters*), über die glänzende Epoche der Hofbühne von Weimar die Zeit vom Jahr 1791 bis zu Goethe's Tode umfassen, eine große Anzahl interessanter Beiträge zur Charakteristik bedeutender Männer und Frauen aus der classischen Periode unsrer Literatur und unsres Theaters. Deutlich tritt uns Ton und Wesen namentlich der Weimarschen Gesellschaft vor die Augen. Sehr werthvoll sind die theils aus erster, theils aus zweiter Hand mitgetheilten Anekdoten von Goethe, Schiller, Karl August, der Neumann, Gclair, den Wolffs u. a. Ebenfalls von großem Interesse ist, was der Verfasser von seinen Bekanntschaften und Erlebnissen während seines Aufenthalts in Dresden, Leipzig, Darmstadt und Berlin erzählt, allerliebste die Schilderung des sächsischen Hofes, hübsch die Zeichnung v. Webers, Tiecks, Ludwig Devrients, der Sonntag und vieler Anderer, mit denen er zu verkehren das Glück hatte.

Indem wir das Buch hiermit warm empfehlen, geben wir im Folgenden einige Bilder und Anekdoten aus den Capiteln über die Zeit, in welcher Goethe, zuerst allein, dann mit Schiller, zuletzt wieder allein, das Weimarsche Theater leitete, und zwar zunächst das Portrait der Christiane Neumann, jenes lieblichen Frauenbildes, das Goethe als „Euphrosyne“ verewigt hat.

Christiane Neumann kam mit ihren Eltern im Jahr 1784 zur Belluomosen Gesellschaft nach Weimar. 1787 trat sie hier zum ersten Mal als Julie im „Räuschchen“ auf und gewann sich sofort aller Herzen. Die Herzogin-Wittve Anna Amalie nahm sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt an, und Corona Schröder widmete sich ihrer fernern Ausbildung. Ihr Vater, ein trefflicher Schauspieler und von Goethe zum Regisseur bestimmt, starb kurz vor Eröffnung des Hoftheaters noch sehr jung an einem heftischen Fieber. Die Tochter entwickelte sich unter Goethe's specieller Leitung sehr früh schon zu

*) Derselbe war bekanntlich zu jener Zeit Regisseur in Weimar.

wunderbarer geistiger und leiblicher Schönheit. Gotter fand sie der Ackermann, der berühmtesten Schauspielerin jener Zeit, vergleichbar. Wieland sagte von ihr, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, so würde Deutschland nur eine Schauspielerin haben. Ifland that den Ausspruch, sie könne alles; denn nie würde sie in den künstlerischen Rausch der Empfindsamkeit versinken. Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur im „König Johann“, einem Stück, das Goethe selbst in Scene setzte. Zu ihren trefflichsten Darstellungen gehörten: Ophelia, Emilia Galotti, Amalie in den „Räubern“, Louise in „Kabale und Liebe“, endlich Minna von Barnhelm. Ebenso vollendet waren ihre muntern Charaktere, und selbst Knabenrollen spielte sie mit einer Vollendung, daß sie ein ganzes Publicum über ihr Geschlecht täuschte.

In ihrem vierzehnten Jahre war sie bereits ein vollkommen ausgebildetes, bezaubernd schönes Mädchen. In diesem Alter heirathete sie den Schauspieler Becker, dem sie zwei Jahre später eine Tochter gebar. Nach ihrem Wochenbett trat sie zum ersten Mal als Jakob in „Alte und Neue Zeit“ wieder auf und wurde mit unendlichem Jubel vom Publicum begrüßt. Goethe hatte ihr dazu einen Monolog geschrieben, in welchem folgende Stellen vorkamen: „Jakob soll ich heißen? Ein Knabe sein? Das glaubt kein Mensch. Wie viele werden mich nicht sehen und kennen, besonders die, die mich als kleine Christel mit ihrer Freundschaft und Gunst beglückt!“ — „Erst ist man klein, wird größer, man gefällt, man liebt — und endlich ist die Frau, die Mutter da, die selbst nicht weiß, was sie zu ihren Kindern sagen soll.“ Im Jahr 1795 verlor Christiane ihre Mutter an der Auszehrung, 1796 gebar sie abermals eine Tochter, und von da an fränkelte sie. Die viele aufregende Beschäftigung rieb ihre Kräfte vollends auf. 1797 reiste sie zwar noch mit der Gesellschaft nach Lauchstedt, erkrankte aber dort so heftig, daß Karl August ihr den bequemsten Reisewagen schickte, um sie nach Weimar zurückzubringen. Sofort wurden aus Jena die berühmten Aerzte Hufeland und Starke geholt; aber alle Kunst war hier vergeblich. Christiane starb am 22. September im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahre. Die Trauer um sie war eine allgemeine. Auf dem Theater wurde eine Todtenfeier gehalten, von deren Ertrag man der Dahingegangenen im Rosengarten ein Denkmal errichtete. Schöner und unvergänglicher ist das Denkmal, welches ihr Goethe in seinem Gedicht gesetzt hat. Zu einer Stelle dieser rührenden Elegie — dem Vers: „drohdest mit grimmiger Gluth den armen Augen“ — gibt Genast eine dankenswerthe Erläuterung.

„Bei der Hauptprobe (des „König Johann“) zeigte Christiane (als Arthur) nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen. Ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu

ibr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Zuneigung beider zu einander.“

Wir lassen nun einige Auszüge aus dem folgen, was von Schillers Wirken an der Weimarschen Bühne erzählt wird. Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Bei den Proben zum „Macbeth“, der am 14. Mai 1800 zum ersten Mal aufgeführt wurde, war die Rolle des Macbeth dem Schauspieler Bohns zugetheilt. Derselbe hatte nicht gut gelernt und bedurfte des Souffleurs mehr als billig, selbst bei der Hauptprobe. „Goethe,“ so erzählt A. Genast, „schwoll nun die Jornesader, und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast, verfügen Sie sich zu mir herab.“ Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre, und der zweite Act war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Bohns?“ fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle, wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publicum blamiren? Man süssire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Bohns noch vor dem Personal zu verschweigen.“ Schiller suchte Goethe's Jorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Bohns, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde; denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schillers bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich.

Die Vorstellung fand den andern Tag statt. Der Andrang des Publicums war enorm, der Beifall steigerte sich von Act zu Act, und namentlich war es Bohns, der das Publicum enthielt. Nach dem zweiten Act kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialect: „Wo ischt der Bohns?“ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen. Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Bohns! Ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Act um.“ Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: „Sehe Sie, Genascht, wir hadde recht gehabt. Er hat zwar ganz andre Vers gesprochen, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich.“

Ebenso freundlich, nachsichtig und bescheiden zeigte sich der Dichter in andern Fällen, und mit der größten Geduld widerlegte er oft ganz widersinnige Ansichten der Schauspieler. „Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Wir hätten den „Tancred“ nach Voltaire von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsam's Auge auf Haide zu haben, der den

Tancred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organes anschlage und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten sollte. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen. Auch die Warnungen Schillers fruchteten zu nichts. Er wollte diesem sogar seine Gründe auf das Breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus, und er rief voller Zorn: „Ei was! Machen Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe haben will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, das ewige Bagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!“ Haide stand wie vom Donner gerührt; denn so war Schiller noch nie aufgetreten.“

Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn sein Dialekt die Wirkung nicht hier und da etwas abgeschwächt hätte. Aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er alle durch sein Feuer und seine Phantastie zur Begeisterung hin. „Er war in der Karlschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Uebungen der Schüler die Annatur der französischen Tragöden als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos ins Publicum zu schleudern, und das an und für sich Grelle wünschte er öfters noch greller hervorgehoben. Daß Alba im fünften Act des „Egmont“ als Henker mit großem rothen Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine (also nicht, wie Palloske berichtet, auf Goethe's oder Jfflands) Anordnung. Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des „Macbeth“, daß die Feller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stücks nach der Ermordungsscene die Hände ein wenig roth anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften Act dem Publicum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings die Lady nach dieser Scene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: „Meine Hände sind blutig wie die deinen“ förmlich auswindet.“

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. „Ich stand,“ so berichtet A. Genast, „am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet. Er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kogebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater.“ Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht mit fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bett läge. Trotzdem empfing

er mich mit seiner gewohnten Milde. „Ja ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder,“ sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut, ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus. Er wird genesen, wer weiß aber, was uns die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt? Unsr Körper werden scheiden, aber unsre Seelen werden ewig zusammenleben.“ Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmuth verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen.

Unser Jammer war groß. Aber keiner wagte, sein Dahinscheiden Goethe mitzutheilen, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, ohne seinen Befehl die nächste Vorstellung zu sistiren. Endlich legte sich die Jagemann ins Mittel und erklärte dem Herzog unumwunden, daß sie in ihrer Stimmung nicht Komödie spielen könne. Darauf wurde auf Befehl des Herzogs Sonnabend, den 10. Mai die Bühne geschlossen. Statt des Theaterzettels erschien den andern Tag folgende aus einer Kanzlei hervorgegangene Bekanntmachung:

„Weimar, den 10. Mai 1805.“

Bei der traurigen Stimmung, welche durch das Ableben des allgemein geschätzten und um das deutsche Theater so sehr verdienten Herrn Hofrath von Schiller, allhier, besonders bei dem Personale des fürstlichen Hoftheaters hervorgerufen worden, wird auf Ansuchen desselben die morgende Darstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt.“

Alle diese Vorkommnisse waren Goethe, der selbst bettlägerig war, bis nach der Beerdigung Schillers verheimlicht worden. Erst Sonntag, den 12. theilte sein Sohn August ihm die Trauerkunde mit. Darauf soll er den Befehl ertheilt haben, Niemand, wer es auch sei, zu ihm zu lassen. Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu ihm; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schillers Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen! Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publicum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung.“

Zum Schluß möge uns G. Genast nach eigener Beobachtung Goethe's Methode, Stücke von Bedeutung mit den Schauspielern einzuüben, schildern. Es ist im Jahr 1815 und die „Zenobia“ von Calderon soll in einer Leseprobe durchgegangen werden.

„Ein langer grünbehangner Tisch stand in der Mitte von Goethe's Empfangszimmer. Obenan nahm er seinen Platz, ihm gegenüber, am Ende der Tafel, der Regisseur. Zur Rechten von Goethe saß die Wolff, zur Linken Dels. Die Uebrigen reihten sich der Ordnung gemäß an. Der junge Nachwuchs bildete

den Schluß. Ich hatte die Ehre, neben meinem Papa zu sitzen. Vier Exemplare lagen auf dem Tisch, wovon eins Goethe, ein zweites mein Vater und die beiden andern die Wolff und Dels in Besitz nahmen. Mein Vater flüsterte mir zu: „Nimm dich zusammen.“ Du lieber Gott, was brauchte ich mich denn da zusammenzunehmen; ich hatte ja nur ein paar Worte zu sagen, und die wußte ich bereits auswendig!

Goethe las nun die Namen der handelnden Personen, dann gab er mit einem Schlüssel, womit er auf den Tisch klopfte, das Zeichen zum Beginn, und Dels fing an zu lesen. Auf ein abermaliges Klopfen las Madame Wolff weiter, und Dels gab sein Buch an seinen Nachbar. Ein Gleiches that dann die Wolff. So gingen die Bücher von Hand zu Hand. Nun war mir klar, was der Herr Papa mit dem „Nimm dich zusammen“ gemeint hatte. Nun sah ich erst, welche figliche Sache es ist, Calderonsche Verse correct vom Blatt zu lesen und dabei einigen Ausdruck hineinzulegen. Zum Glück hatte ich das Stück auf meines Vaters Pult vorgefunden und für mich gelesen. Der Rhythmus und das Tempo wurden mir durch Dels und die Wolff trefflich angegeben, und so sah ich denn mit einiger Ruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo das Klopfen des Schlüssels mich aufrufen würde.

Solche Leseproben hatten das Gute, daß sie die Aufmerksamkeit aller Mitwirkenden verlangten und man eine genaue Kenntniß des Ganzen erhielt. Von derartigen Vorbereitungen ist heutigen Tags freilich nicht mehr die Rede, und die jetzige Generation der dramatischen Darsteller würde Zumuthungen dieser Art als Beleidigungen betrachten. Bei der zweiten Leseprobe wurden die Rollen collationirt und bei der dritten im Charakter gelesen.

Die Schauspieler erhielten Zeit genug zum Memoriren ihrer Rollen, sie mußten derselben aber auch schon bei der ersten Theaterprobe mächtig sein, wenn sie Goethe nicht sehr heftig sehen wollten. Ein Beispiel war folgendes. Bei der ersten Probe zur „Zenobia“ trat Anzelmann, sonst ein sehr fleißiger Schauspieler und ein Liebling Goethe's, mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las seine Aufgabe ab. Sogleich ertönte Goethe's mächtige Stimme aus seiner Loge, die sich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin es nicht gewöhnt, daß man seine Aufgabe abliest.“ Anzelmann entschuldigte sich mit dem Bemerkn, daß seine Frau seit mehren Tagen krank darniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!“ rief Goethe, „der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet!“ Anzelmann trat bis an das Proscenium vor und sagte: „Ew. Excellenz haben vollkommen Recht! Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebenso gut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, bedarf ihrer auch der arme Schauspieler, der öfters Poffen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Excellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme; aber in

solchem Fall bin ich wohl zu entschuldigen.“ Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen, und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!“

Bald nachher kam ein anderer Unglücklicher an die Reihe — unser Erzähler selbst. „Ich spielte,“ berichtet er, „den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Coullisse und schritt mit Würde über die Bühne, um meine Heldenthat zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!“ Ich kam also noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage: „Excellenz, wie soll ichs denn nur machen?“ — „Anders!“ war die befehlende Antwort. Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimische Blicke zu. Aber der hatte gut werfen. Ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen.

So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um es „anders“ zu machen, aber es blieb beim Alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde Dir es vormachen.“ Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund und kam nun mit einem martialischen Gesicht und mit Hahnenschritten im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupte schwingend.

Das war allerdings ganz anders, als ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich laut hätte aufschreien mögen, und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater aber wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „Ich breche Dir den Hals, wenn Du es so machst.“